

ELIZABETH KOSTOVA

Die
SCHWANENDIEBE

Roman

Aus dem Englischen
von Werner Löcher-Lawrence

BLOOMSBURY BERLIN

BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
The Swan Thieves bei Little, Brown and Company (Inc.), New York

© 2010 Elizabeth Kostova

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 Berlin Verlag GmbH, Berlin

BLOOMSBURY BERLIN

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung:

Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt aus der Stempel Garamond

durch hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2010

ISBN 978-3-8270-0903-6

www.berlinverlage.de

KAPITEL I

Marlow

Der Anruf wegen Robert Oliver kam im April 1999, knapp eine Woche nachdem er in der National Gallery, in einem Saal mit Gemälden aus dem neunzehnten Jahrhundert, sein Messer gezogen hatte. Es war ein Dienstag, einer dieser schrecklichen Vormittage, die Washington manchmal heimsuchen, wenn bereits alles blüht, die Luft warm, ja fast heiß ist, und plötzlich schlägt das Wetter um, mit zerstörerischem Hagel, drückenden Wolken und Donnergerollen in der minutenschnell erkalteten Luft. Seit dem Massaker an der Columbine Highschool in Littleton, Colorado, war genau eine Woche vergangen, und ich konnte meine Gedanken immer noch nicht von dem Vorfall lösen, wobei es mir wohl nicht anders gegangen sein wird als allen anderen Psychiatern im Land. Meine Praxis schien voll von diesen jungen Leuten mit ihren abgesägten Schrotflinten und ihrer dämonischen Feindseligkeit. Wie hatten wir diesen jungen Menschen, vor allem aber ihren unschuldigen Opfern gegenüber nur so versagen können? Das fürchterliche Wetter und die düstere Stimmung, die auf dem Land lastete, schienen ineinanderzuzießen.

Ich nahm den Hörer ab, und die Stimme am anderen Ende war die eines Freundes und Kollegen. Dr. John Garcia ist ein feiner Kerl und ein ebensolcher Psychiater. Vor langen Jahren sind wir gemeinsam aufs College gegangen, und hin und wieder lädt er mich in ein Restaurant seiner Wahl ein, wobei er mich in den seltensten Fällen zahlen lässt. Er leitet die Notaufnahme

in einem der größten Krankenhäuser Washingtons, wo er auch stationäre Fälle betreut, und hat, genau wie ich, nebenher noch Privatpatienten.

John sagte, er wolle jemanden zu uns überweisen, damit ich mich um ihn kümmerte. Ich konnte hören, wie sehr ihm an der Sache lag. »Der Bursche könnte ein schwieriger Fall sein. Ich weiß nicht, was du von ihm halten wirst, aber ich hätte ihn lieber bei dir in Goldengrove. Offenbar ist er Künstler, und zwar ein erfolgreicher. Vor einer Woche haben sie ihn festgenommen und schließlich zu uns gebracht. Er redet nicht viel und mag uns hier nicht sonderlich. Sein Name ist Robert Oliver.«

»Den Namen kenne ich, viel mehr aber nicht«, gab ich zu. »Ich glaube, er malt vor allem Landschaften und Porträts. Wenn ich mich nicht irre, war eines seiner Bilder vor Jahren auf dem Titel von *ARTnews*. Warum haben sie ihn festgenommen?« Ich trat ans Fenster und sah zu, wie der Hagel wie teure weiße Kieselsteine auf dem ummauerten Rasen und den längst rampolierten Magnolien niederging.

»Er wollte in der National Gallery mit einem Messer auf ein Gemälde losgehen.«

»Auf ein Gemälde? Nicht auf einen Menschen?«

»Offenbar war niemand sonst im Saal. Zufällig kam ein Wachmann herein und sah, wie er sich auf das Bild stürzte.«

»Kam es zu einem Kampf?« Der Hagel draußen säte sich ins helle Gras ein.

»Ja. Er hat zwar das Messer fallen lassen, den Wachmann aber gepackt und böse durchgeschüttelt. Er ist ein kräftiger Kerl. Dann hat er einfach aufgehört und sich bereitwillig abführen lassen. Das Museum hat sich noch nicht entschieden, ob sie ihn anzeigen wollen. Ich denke, sie werden ihn in Ruhe lassen, aber die Sache hätte auch übel ausgehen können.«

Ich sah immer noch in den Garten hinaus. »Die Bilder in der National Gallery, die sind Bundesbesitz, richtig?«

»Richtig.«

»Was für ein Messer war es?«

»Ein einfaches Taschenmesser. Nichts Dramatisches, trotzdem hätte er schlimmen Schaden damit anrichten können. Er war fürchterlich aufgeregt und fühlte sich auf so etwas wie einer heldenhaften Mission, brach auf dem Revier dann aber zusammen. Offenbar hatte er seit Tagen nicht geschlafen und weinte sogar. Am Ende brachten sie ihn in die psychiatrische Notaufnahme, und so kam er zu mir.« Ich konnte hören, wie John auf meine Antwort wartete.

»Wie alt ist er?«

»Er ist jung ... nun, dreiundvierzig, aber das hört sich für mich heutzutage jung an.« Ich lachte. Den Schock, fünfzig zu werden, hatten wir vor zwei Jahren mit einer gemeinsamen heftigen Feier mit ein paar Leidensgefährten zu verwinden versucht.

»Er hatte ein paar Sachen bei sich. Ein Skizzenbuch und ein Bündel alter Briefe, an die er niemanden heranlässt.«

»Und was soll ich für ihn tun?« Ich setzte mich halb auf meinen Schreibtisch. Es war ein anstrengender Morgen gewesen, und ich hatte Hunger.

»Nimm ihn auf«, sagte John. »Ich möchte ihn in deiner Obhut wissen.«

Aber in unserer Profession gründen die Wurzeln der Vorsicht tief. »Warum? Willst du mir zusätzliche Kopfschmerzen bereiten?«

»Ach, komm schon.« Ich konnte förmlich hören, wie John lächelte. »Ich habe noch nie erlebt, dass du einen Patienten abgewiesen hättest, Dr. Überzeugungstäter, und der hier sollte die Mühe lohnen.«

»Warum? Weil ich Maler bin?«

Er zögerte nur ganz kurz. »Offen gesagt, ja. Ich behaupte nicht, ich verstehe Künstler, aber du, du wirst diesen Mann verstehen. Ich habe dir gesagt, dass er nicht viel redet, und wenn ich das sage, meine ich, dass ich insgesamt vielleicht drei Sätze

aus ihm herausbekommen habe. Ich glaube, er rutscht in eine Depression, trotz der Medikamente, die wir ihm geben. Dazu kommen Wut- und Unruhezustände. Ich mache mir Sorgen um ihn.«

Ich betrachtete den Baum, den smaragdgrünen Rasen, die schmelzenden Hagelkörner und wieder den Baum. Er stand ein wenig links im Fenster, und die Düsternis des Tages gab dem, was von seinen malvenfarbenen und weißen Blüten übrig geblieben war, einen Glanz, den sie in der Sonne nicht hatten. »Was gibst du ihm?«

John ging die Liste durch: einen Stimmungsstabilisierer, ein Antidepressivum und etwas gegen seine Ängste, alles in guten Dosen. Ich nahm Stift und Block von meinem Schreibtisch.

»Und deine Diagnose?«

»Als er noch mit uns redete, hat er glücklicherweise in der Notaufnahme eine Informationsfreigabe unterschrieben. Damit haben wir seine Akte von einem Psychiater in North Carolina bekommen, etwa zwei Jahre alt. Da war er offenbar zuletzt in Behandlung.«

»Leidet er unter schlimmen Angstzuständen?«

»Nun, er will nicht darüber reden, aber die Anzeichen weisen darauf hin. Und gemäß seinen Unterlagen ist das nicht seine erste Medikation. Als er eingeliefert wurde, hatte er ein zwei Jahre altes Fläschchen Klonopin in der Tasche. Wahrscheinlich haben sie nicht viel geholfen, ohne einen zusätzlichen Stimmungsstabilisierer. Wir haben mittlerweile auch Kontakt zu seiner Frau, seiner Exfrau, in North Carolina, die uns von seinen früheren Behandlungen berichtet hat.«

»Ist er selbstmordgefährdet?«

»Möglicherweise, aber er ist schwer einzuschätzen, da er nicht reden will. Versucht hat er noch nichts, er scheint eher wütend. Es ist, als hätten wir einen Bären in einen Käfig gesperrt – einen stummen Bären. Dennoch, so wie er jetzt auf mich wirkt, möchte ich ihn nicht einfach so entlassen. Er sollte eine Weile ir-

gendwo bleiben, wo jemand ernsthaft der Frage auf den Grund geht, was tatsächlich mit ihm los ist, und seine Medikamente genau einstellt. Er ist nun ja freiwillig hier, und ich glaube, dass er im Moment nichts dagegen hätte. Bei uns gefällt es ihm sowieso nicht.«

»Und du glaubst, ich kann ihn zum Reden bringen?« Das war unser Standardwitz, und John ging bereitwillig darauf ein.

»Marlow, du könntest sogar einen Stein zum Reden bringen.«

»Danke für das Kompliment. Und ganz besonders danke dafür, dass du mir meine Mittagspause vermässelt hast. Ist er versichert?«

»Ja, da ist was. Der Sozialarbeiter hat sich dahintergeklemmt.«

»Also gut, bring ihn nach Goldengrove. Morgen um zwei, mit allen Unterlagen. Ich nehme ihn auf.«

Wir beendeten das Gespräch, und ich stand da und überlegte, ob ich nach dem Essen fünf Minuten Zeichnen unterbringen konnte. Ich zeichne gern, wenn mein Terminplan übervoll ist. Ich hatte noch einen Halb-zwei-, einen Zwei-Uhr-, einen Drei- und einen Vier-Uhr-Termin, danach um fünf eine Sitzung, und tags darauf erwartete mich ein Zehn-Stunden-Tag in Goldengrove, dem privaten Zentrum, in dem ich seit zwölf Jahren arbeitete. Was ich jetzt brauchte, waren meine Suppe, mein Salat und ein paar Minuten mit dem Bleistift in der Hand.

Zudem kam mir etwas in den Sinn, woran ich ewig nicht mehr gedacht hatte, obwohl es mir doch lange eine so liebe Erinnerung gewesen war. Mit einundzwanzig, nach meinem ersten Abschluss an der Columbia University (in Geschichte, Englisch und Naturwissenschaften), das Medizinstudium an der University of Virginia direkt vor mir, hatten mir meine Eltern genug Geld gegeben, dass ich mit meinem Zimmergenossen einen Monat lang durch Italien und Griechenland reisen konnte. Ich war damals das erste Mal aus den Vereinigten Staaten herausgekommen, und ich war fasziniert von den Gemälden in den italienischen Kirchen und Klöstern, von Florenz und Siena. Auf der

griechischen Insel Paros, wo der perfekte, durchscheinendste Marmor überhaupt gewonnen wird, fand ich mich irgendwann allein im örtlichen archäologischen Museum wieder.

Das Museum besaß nur eine wertvolle Statue, die in einem eigenen Raum stand. Es war eine Sie, Nike, etwa einen Meter fünfzig groß und übel mitgenommen, ohne Kopf und Arme und voller Narben auf dem Rücken, wo sie einst Flügel besessen hatte. Der Marmor war rot gefleckt, nachdem er so lange in der Erde der Insel begraben gelegen hatte. Trotz allem konnte man immer noch die meisterliche Bildhauerarbeit erkennen, die Tücher, die sich wie Wasserwirbel um ihren Körper legten. Einen ihrer kleinen Füße hatten sie ihr wieder angesetzt. Ich war allein mit ihr und zeichnete sie, als der Wachmann hereinkam und verkündete: »Wir schließen!« Ich packte meine Zeichensachen zusammen, und als er weitergegangen war, ging ich ein letztes Mal zu ihr hin und küsste ihr, ohne darüber nachzudenken, den Fuß. Sofort war der Wachmann wieder zur Stelle, brüllte und packte mich am Kragen. Ich bin nie aus einer Kneipe geflogen, aber an dem Tag flog ich aus einem Museum.

Ich nahm den Hörer ab und rief John zurück. Er war noch im Büro.

»Das Bild, was war es?«

»Was?«

»Das Gemälde, auf das dein Patient, Mr Oliver, losgehen wollte?«

John lachte. »Ich wäre selbst sicher nicht auf den Gedanken gekommen, danach zu fragen, aber es stand im Polizeibericht. Es heißt *Leda*. Eine Gestalt aus der griechischen Mythologie, glaube ich. Wenigstens fällt mir die dabei ein. Im Bericht steht, es ist das Bild einer nackten Frau.«

»Eine von Zeus' Eroberungen«, sagte ich. »Er näherte sich ihr in Gestalt eines Schwans. Wer hat es gemalt?«

»Ach, komm schon ... Da fühl ich mich ja gleich wieder wie im Grundkurs Kunstgeschichte, durch den ich fast durch-

gefallen wäre. Ich weiß nicht, von wem das Gemälde ist, und ich bezweifle auch, dass es der Polizist weiß, der Oliver festgenommen hat.«

»Danke. Ich will dich nicht länger stören. Einen guten Tag noch, John«, sagte ich und versuchte meinen Nacken zu lockern und gleichzeitig den Hörer zwischen Schulter und Ohr eingeklemmt zu halten.

»Dir auch, mein Freund.«

KAPITEL 2

Marlow

Schon verspüre ich den Drang, diese Geschichte noch einmal neu zu beginnen und nachdrücklich zu unterstreichen, dass es eine persönliche, private Geschichte ist. Und nicht nur das, sie ist auch ebenso sehr Produkt meiner Fantasie, wie sie den Tatsachen folgt. Zehn Jahre habe ich gebraucht, um meine Aufzeichnungen und meine Gedanken zu dem Fall zu ordnen. Ich gestehe, dass ich zunächst vorhatte, für eine der psychiatrischen Zeitschriften, die ich sehr bewundere und in denen ich schon veröffentlicht habe, über Robert Oliver zu schreiben. Aber wer kann das schon, wenn er sich damit am Ende womöglich beruflich kompromittiert? Wir leben in einer Zeit der Talkshows und unermesslicher Indiskretion, unser Berufsstand ist jedoch ausgesprochen verschwiegen – bedächtig, Rechte achtend, verantwortlich. Im Idealfall. Natürlich gibt es Fälle, in denen man die Regeln aufgrund besserer Einsicht vernachlässigen sollte. Jeder Arzt war schon einmal in solch einer Situation. Vorsichtshalber habe ich alle Namen, die im Zusammenhang mit dieser Geschichte stehen, geändert, einschließlich meines eigenen. Nur einen einzigen Vornamen habe ich beibehalten, der mir heute so sehr am Herzen liegt, andererseits aber so weit verbreitet ist, dass ich keine Gefahr darin erkennen kann, bei ihm zu bleiben.

Meine Eltern waren beide keine Mediziner. Sie waren Geistliche, meine Mutter die erste weibliche Pastorin in ihrer eher kleinen Glaubensgemeinschaft. Ich war elf, als sie geweiht wurde. Wir lebten im ältesten Anwesen unserer Stadt in Con-

necticut, einem kastanienbraunen Schindelhaus mit niedrigem Dach, dessen Vorgarten an einen englischen Friedhof erinnerte, in dem sich Lebensbäume, Eiben, Trauerweiden und andere Friedhofs bäume um den mit Schiefer ausgelegten Weg zur Haustür drängten.

Jeden Tag um Viertel nach drei kam ich mit meinem Rucksack voller Bücher und Krümel, Baseballs und Buntstifte aus der Schule zurück zu diesem Haus. Gewöhnlich machte meine Mutter mir auf, in ihrem blauen Rock und einem Pullover, später manchmal auch in ihrem schwarzen Pastorengewand mit weißem Kragen, wenn sie einen ihrer Besuche gemacht hatte: bei den Alten, den ans Haus Gefesselten oder dem einen oder anderen reuigen Büsser. Ich war ein mürrisches Kind, ein Kind mit schlechter Haltung und dem tief in ihm verwurzelten Gefühl, dass das Leben enttäuschenderweise nicht hielt, was es versprach. Meine Mutter war streng, aufrecht, aber auch fröhlich und liebevoll. Als sie mein zeichnerisches und bildhauerisches Talent erkannte, ermutigte sie mich täglich mit großer, ruhiger Beständigkeit bei meinen Versuchen, übertrieb ihr Lob dabei nie, ließ mich aber auch nie an meinen Ergebnissen zweifeln. Wir hätten nicht unterschiedlicher sein können, denke ich, vom Moment meiner Geburt an, und wir liebten einander sehr.

Es ist merkwürdig, doch obwohl meine Mutter viel zu jung starb, oder vielleicht auch gerade deswegen, habe ich in meinen mittleren Jahren festgestellt, dass ich ihr immer ähnlicher wurde. Jahrelang war ich nicht so sehr Single wie unverheiratet, wenn ich diesen Zustand schließlich auch korrigiert habe. Die Frauen, die ich geliebt habe und immer noch liebe, sind (und waren) alle ein wenig wie ich als Kind – launisch, verschoben, interessant. In ihrer Gesellschaft bin ich immer mehr wie meine Mutter geworden. Meine Frau macht da keine Ausnahme, aber wir passen zusammen.

Teilweise als Reaktion auf jene einst geliebten Frauen sowie auf die, die ich geheiratet habe, und teilweise zweifellos auch als

Antwort auf einen Beruf, der mir täglich die Schattenseiten des menschlichen Geistes vor Augen führt, das Elend unserer Prägung durch Umwelt und genetische Launen, habe ich mir seit meiner Kindheit ein bewusstes Wohlwollen gegenüber dem Leben antrainiert, und so wurden wir, das Leben und ich, vor Jahren zu Freunden. Es ist zwar nicht die Art aufregende Freundschaft, nach der ich mich als Kind so gesehnt habe, aber doch ein durchaus angenehmer Burgfriede, der die tägliche Heimkehr in meine Wohnung in der Kalorama Road zu einer Freude werden lässt. Hin und wieder, wenn ich eine Orange vom Küchentisch nehme und sie schäle, packt mich fast so etwas wie ein Anfall von Zufriedenheit, vielleicht wegen der unverfälschten Farbe.

Das ist eine Errungenschaft meines Erwachsenenlebens. Kinder sollen angeblich kleine Dinge genießen, aber ich kann mich nur daran erinnern, von großen Dingen geträumt zu haben. Und dann engte ich diese Träume von einem Interesse zum anderen weiter ein, kanalisierte sie in die Biologie, Chemie und das Ziel eines Medizinstudiums, bis sich mir schließlich die winzigsten Episoden des Lebens offenbarten, mit ihren Neuronen, Helices und sich drehenden Atomen. Das war es auch, wodurch ich das Zeichnen erst wirklich gelernt habe, der Anblick jener winzigsten Formen und Schatten im Biologielabor, keine mächtigen Berge, keine Menschen oder Schalen mit Früchten.

Die großen Träume träume ich heute für meine Patienten – dass sie am Ende die alltägliche Freude an Küche und Orange empfinden, die Füße hochlegen und eine Fernsehdokumentation genießen, in gesunder geistiger Verfassung nach Hause kommen und die Wirklichkeit eines Raumes sehen statt nur ein schreckliches Panorama von Gesichtern. Für mich selbst habe ich gelernt, kleine Träume zu träumen – von einem Blatt, einem neuen Pinsel, dem Fleisch einer Orange und der Schönheit meiner Frau, dem Glanz in ihren Augenwinkeln, dem weichen Flaum auf ihren Armen, wenn sie im Licht der Wohnzimmerlampe sitzt und liest.

Ich sagte bereits, dass ich keinem Medizinerhaushalt entstamme, aber vielleicht ist es doch kein so großer Zufall, dass ich gerade auf meine Fachrichtung verfallen bin. Meine Mutter und mein Vater waren ganz und gar keine wissenschaftlichen Geister, aber die Selbstdisziplin, die sie mir mit Haferflocken, sauberen Socken und der Eindringlichkeit vermittelten, mit der Eltern ihr einziges Kind behandeln, kamen mir bei den strengen Anforderungen des Biologieunterrichts am College und den noch strengeren Erfordernissen des Medizinstudiums sehr zugute, in durchstudierten, durchlernten Nächten und bei den später vergleichsweise entspannten, aber ebenfalls durchwachten Nachtdiensten im Krankenhaus.

Ich hatte davon geträumt, Künstler zu werden, doch als die Zeit kam, mich für einen Beruf zu entscheiden, wählte ich die Medizin und wusste von Beginn an, dass ich in die Psychiatrie wollte, die für mich ein Heilberuf und gleichzeitig die zentrale Wissenschaft der menschlichen Erfahrung war. Nach dem College hatte ich mich auch an verschiedenen Kunstakademien beworben und war zu meiner Freude gleich von zwei ziemlich guten angenommen worden. Wie gerne würde ich sagen, dass es eine qualvolle Entscheidung war und der Künstler in mir rebellierte, tatsächlich aber spürte ich, dass ich als Künstler keinen ernsthaften sozialen Beitrag würde leisten können, und fürchtete mich insgeheim vor dem womöglich schwierigen, entbehrensreichen Leben eines Malers. Die Psychiatrie war der direktere Weg, der leidenden Welt zu helfen, und natürlich würde ich auch weiterhin malen können. Es reichte, dachte ich, zu wissen, dass ich auch eine Künstlerlaufbahn hätte einschlagen können.

Meine Eltern stürzte diese Entscheidung in tiefes Nachdenken. Als ich sie bei einem unserer Wochenendtelefonate erwähnte, wurde es still am anderen Ende, während sie überdachten, was ich ihnen im Hinblick auf meinen weiteren Weg erläutere und warum ich diese Wahl wohl getroffen hatte. Dann bemerkte meine Mutter ruhig, dass jeder jemanden zum Reden

brauche, was ihre Art war, ihr geistliches Amt völlig zutreffend mit meinem Berufswunsch zu verbinden, und mein Vater fügte noch an, es gebe viele Wege, Dämonen auszutreiben.

Wobei mein Vater nicht an Dämonen glaubt. Sie tauchen in seinem modernen, fortschrittlichen Berufsbild nicht auf. Er spricht gerne voller Sarkasmus von ihnen, und auch heute noch, im hohen Alter, liest er kopfschüttelnd in den Werken früher Prediger Neuenglands wie Jonathan Edwards von ihnen, oder bei den mittelalterlichen Theologen, die ihn so faszinieren. Er gleicht einem Leser von Horrormen, der diese Bücher liest, weil sie ihn verstören. Wenn er von »Dämonen«, »Höllengeuer« und »Sünde« spricht, meint er die Dinge ironisch, mit einer angewiderten Faszination, und die Gemeindeglieder, die immer noch in sein Arbeitszimmer in unserem alten Haus kommen (er wird sich nie ganz zur Ruhe setzen), erhalten ein zutiefst versöhnliches Bild all ihrer irdischen und jenseitigen Qualen. Obwohl er sich um die Seelen kümmert und ich wissenschaftliche Diagnosen anstelle, Umweltfaktoren einbeziehe, Verhalten analysiere und selbst die DNA nicht vergesse, gibt er zu, dass wir beide doch am Ende auf das Gleiche abzielen: das Ende des Leids.

Nachdem auch meine Mutter in den geistlichen Stand erhoben worden war, wurde es geschäftig bei uns im Haus, und ich fand reichlich Gelegenheit, alldem ganz für mich zu entfliehen und mich mit Büchern und Erkundungen des Parks am Ende unserer Straße von meinen gelegentlichen Missstimmungen zu befreien. Dort saß ich dann lesend unter einem Baum, oder ich zeichnete Ansichten von Bergen und Wüsten, die ich selbst nie in Augenschein genommen hatte. Meine Lieblingsbücher handelten entweder von Abenteuern auf See oder Abenteuern von Erfindern und Forschern. Ich las so viele für Kinder geschriebene Biografien wie nur möglich, über Thomas Edison, Alexander Graham Bell, Eli Whitney und andere, und später dann von medizinischen Abenteuern, von Jonas Salk und seinem Kampf gegen die

Kinderlähmung zum Beispiel. Ich platzte nicht unbedingt vor Energie, träumte aber davon, etwas Mutiges zu tun, Leben zu retten, im richtigen Augenblick eine lebensrettende Entdeckung zu machen. Selbst heute noch lese ich kaum je einen Artikel in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, ohne etwas von diesem Gefühl zu verspüren, ohne die Faszination der Entdeckung nachzuempfinden und einen Anflug von Neid auf den Entdecker zu verspüren.

Ich kann nicht sagen, dass dieser Wunsch, Leben zu retten, bereits ein großes Thema meiner Kindheit gewesen wäre, wenn das die Geschichte auch noch runder erscheinen ließe. Tatsächlich verspürte ich keine besondere Berufung, und jene Biografien für Kinder waren nur mehr eine Erinnerung, als ich in die Highschool ging, meine Hausaufgaben ohne übergroßen Eifer machte und mit weit größerem Vergnügen Dickens und Melville las, Zeichenunterricht nahm, ein eher mäßiger Querfeldeinläufer wurde und in der elften Klasse mit einem erleichterten Seufzer meine Unschuld an ein erfahreneres Mädchen verlor, eine Zwölftklässlerin, die meistens in der letzten Reihe saß und mir sagte, sie habe schon immer meinen Hinterkopf gemocht. Meine Eltern brachten es währenddessen zu einiger Bekanntheit, weil sie einen Obdachlosen aus Boston, der in unserem Park Schutz gesucht hatte, verteidigten und erfolgreich resozialisierten. Sie fuhrten ins örtliche Gefängnis, um dort gemeinsam Vorträge zu halten, und retteten ein Haus vor dem Abriss, das fast so alt war wie unseres (von 1691, unseres war von 1686) und einem Supermarktparkplatz weichen sollte. Sie kamen zu meinen Laufveranstaltungen, begleiteten mich zu meinem Abschlussball, luden meine Freunde zu ökumenischen Pizza-Partys ein und hielten Gedenkgottesdienste für eigene Freunde, die bereits jung verstorben waren. In ihrer Glaubenslehre gab es keine Beerdigungen und auch keine offenen Särge mit Toten, für die gebetet wurde, und so kam es, dass ich meiner ersten Leiche erst an der Uni begegnete. Den ersten toten Menschen, den ich persönlich

gekannt hatte, sah ich, als ich die Hand meiner Mutter hielt, ihre völlig schlaffe, immer noch warme Hand.

Jahre bevor meine Mutter starb, während meines Medizinstudiums, freundete ich mich mit dem Mann an, von dem ich eben gesprochen habe, dem Mann, der mir den bedeutendsten Fall meiner ärztlichen Laufbahn verschaffte, wenn wir es denn so sagen wollen. John Garcia war einer von mehreren Freunden am College, mit denen ich mich auf meine Prüfungen in Biologie und Geschichte vorbereitete und samstagnachmittags Football spielte – heute verlieren sie ihre Haare, Männer, die ich auf den Unifluren an ihrem schnellen Schritt und den fliegenden weißen Kitteln erkannte, in Laboren und Hörsälen und später beim ersten unbeholfenen Kontakt mit echten Patienten sah. Mittlerweile, zur Zeit dieser Geschichte, bekamen wir unsere ersten grauen Haare, wurden um die Körpermitte herum ein wenig fülliger oder heldenhaft schlanker in dem Versuch, das Auseinandergehen zu bekämpfen. Ich war mir selbst längst dankbar für mein lebenslanges Laufen, das mich mehr oder weniger schlank und in Form hielt. Und dem Schicksal dankte ich dafür, dass ich immer noch dichtes Haar besaß, mindestens so braun wie silbrig, und es nach wie vor Frauen gab, die auf der Straße Blicke in meine Richtung warfen. Dennoch war ich fraglos Teil meiner Kohorte mittelalter Freunde.

Als John mich also an jenem Dienstag um diesen Gefallen bat, sagte ich natürlich ja. Was er mir über Robert Oliver erzählte, interessierte mich, aber ich wollte auch endlich mein Mittagessen und die Chance, die Beine auszustrecken und den Morgen abzuschütteln. Wir verfolgen unser Schicksal nie mit klarem Blick, oder? So würde es mein Vater wohl ausdrücken, in seinem Arbeitszimmer in Connecticut. Und am Ende dieses Arbeitstages, als meine Besprechung vorbei und der Hagel zu einem feinen Nieselregen geworden war, die Eichhörnchen wieder über Gartenmauer und Urnen sprangen, dachte ich kaum mehr an Johns Anruf.

Ich eilte nach Hause, schüttelte in der Diele den Mantel aus – das war noch vor meiner Heirat, und so begrüßte mich niemand an der Tür, und auf dem Fußende des Bettes lag keine süß riechende Bluse, die nach einem langen Arbeitstag dort gelandet war –, stellte den tropfnassen Schirm zum Trocknen auf, wusch mir die Hände, machte mir ein Lachssandwich, ging in mein Atelier und griff nach dem Pinsel. Und da, mit dem dünnen, glatten Holz in der Hand, erinnerte ich mich an meinen zukünftigen Patienten, einen Maler, der stattdessen nach einem Messer gegriffen hatte. Ich legte meine Lieblingsmusik auf, die Violinsonate in A-Dur von Franck, und vertrieb den Gedanken aus meinem Kopf. Der Tag war lang und etwas leer gewesen bis jetzt, als ich begann, ihn mit Farbe zu füllen. Aber der nächste Tag kommt immer, es sei denn, wir sterben, und am nächsten Tag traf ich Robert Oliver.